

**Stefan Münker, Alexander Roesler, Mike Sandbothe (Hg.):
Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs**

Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, 224 S.,
ISBN 3-596-15757-9, € 12,90

Im Rahmen einer Biergartenumfrage unter alten Freunden, die einmal zusammen Medienwissenschaft studiert haben, wurden auf die Frage: „Wen würdest Du als Medienphilosophen bezeichnen?“, folgende Antworten gegeben: Gilles Deleuze, Michel Serres, Vilém Flusser, Norbert Bolz und Slavoj Žižek. Folgende Begriffe wurden diesen Wissenschaftlern zugeordnet (in keiner bestimmten Reihenfolge): Poststrukturalismus, Eklektizismus, Subtilität, große Kinotheorie, Marketing-schleim. Dass Deleuze wegen des in der Medientheorie unerreichten Niveaus seiner Bücher über das Kino so etwas wie ein Medienphilosoph sei, war mein Beitrag, und Deleuze ist mir mit Sicherheit nicht auf den Fluren oder in den Hörsälen des Philosophischen Seminars begegnet. Im vorliegenden Band, in dem es vorrangig um die Klärung des Begriffs „Medienphilosophie“ gehen soll, werden naturgemäß ebenfalls sehr unterschiedliche Wissenschaftler mit dem Etikett „Medienphilosophie“ in Verbindung gebracht. Dem Ergebnis meiner Umfrage am nächsten kommt Frank Hartmann mit Bezügen auf Serres, Deleuze, Flusser und seiner Feststellung, dass „der poststrukturalistische Diskurs, dem, was Medienphilosophie genannt werden kann“, ziemlich genau entspreche (S.142). Was soll eine Reflexion über „Medienphilosophie“ eigentlich bringen? Hat die Medienforschung keine drängenderen Probleme? Ein Ziel ist, und da reden die Herausgeber nicht lange um den heißen Brei, schlicht und einfach eine akademische Stellenbeschreibung. Es soll das Feld bereitet werden für eine „Arbeit in und an den Institutionen“ (S.9). Warum aber sollten die „Institutionen“ sich über die bereits existierenden Disziplinen der Medienforschung hinaus – als da unter anderem wären Medien-, Kommunikations-, Publizistik-, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft – in Zeiten knapper Bildungsgelder ausgerechnet einer „Medienphilosophie“ öffnen?

Für Martin Seel kann Medienphilosophie allenfalls ein „Intermezzo“ oder ein „Renovierungsunternehmen“ sein (S.10), um die Aufmerksamkeit auf vergessene, unverdaute oder übersehene Zusammenhänge zu lenken, denn die bisweilen ins Feld geführte Medienvergessenheit der Philosophie gebe es nicht. Vielmehr sei in dem Fach immer schon von Medialität die Rede gewesen (S.14). Elena Esposito ist gar der Meinung, Medienphilosophie könne es gar nicht geben, denn ihre Mittel, etwa die Schrift, beruhen auf Trennung, Abstand, Exklusion des Beobachters (S.32). Anerkenne man die konstitutive Rolle dieses blinden Flecks, gehe es aber darum, den Beobachter ein- und nicht auszuschließen (S.33): „Um eine Medientheorie anzubieten, die zirkulär über die Zirkularität der Medien reflektiert, muss [die Philosophie] also vielleicht darauf verzichten, eine Medienphilosophie zu sein.“ (ebd.) Barbara Becker entzieht sich gleich ganz dem Definitionswunsch der Herausgeber und plädiert stattdessen überzeugenderweise für einen „diffe-

renzerhaltenden Dialog“ (S.91) zwischen Medienforschung und Philosophie. Und der bereits erwähnte Hartmann schließlich, Autor eines Buches mit dem Titel *Medienphilosophie*, verweist zu Recht auf die fast schon absurd zu nennende Akademisierung des Medienthemas, deren Gründe vorrangig Verteilung von Pfründen seien und weniger plötzliches Erkenntnisinteresse (S.138).

Reinhard Magreiter dagegen sieht Medienphilosophie im Zusammenhang mit anderen Philosophien, es sei nur ein kleiner Schritt von der Transzendental-, der Sprach- und schließlich der Zeichen- und Symbolphilosophie zur Medienphilosophie. Er bestehe in einer „Transformation des Blicks“ (S.170) auf Symbolsysteme, die eine bedeutungshafte und eine sinnlich-materielle Seite hätten, weswegen sie als Medien und umgekehrt Medien als Symbolsysteme beschrieben werden könnten. Stefan Münker sieht gar einen „medial turn“ der Philosophie. Im Unterschied zur Medienwissenschaft sei „die Reflexion begrifflicher Probleme, die sich als Folge von Verbreitung und Verwendung elektronischer und digitaler Medien einstellen“ (S.20) Sache der Medienphilosophie. Warum eigentlich nur elektronische und digitale Medien? Wenn schon, so Stefan Weber, müsse es auch um „eine Medienphilosophie klassischer Medien oder gar eine Massenmedienphilosophie“ (S.183) gehen.

Wer hier den Finger hebt und laut „Kritische Theorie“ oder „Günter Anders“ ruft, der wird in der gängigen Medienforschung eher belächelt, weil bislang Medienkritik oder eine kritische Medientheorie dem postmodernen Verdikt unterlagen. Hartmann blickt in diesem Zusammenhang in die Richtung „medientheoretische[r] Hardliner wie Kittler, die Sozialverhältnisse nur mehr über eine invektive Terminologie“ (S.139) ansprechen. Diese Zeiten scheinen nun vorbei zu sein, zumindest sehen etwa Becker, Weber oder Mike Sandbothe die Medienkritik als eine der vorrangigen medienphilosophischen Aufgaben an.

Mit der Medienkritik eng zusammen hängt die medienphilosophische Arbeit am Begriff „Medium“, dessen pragmatische Fassung, so Sandbothe, „zur Optimierung demokratischer Verhältnisse in der so genannten Mediengesellschaft einen wichtigen Beitrag leisten könnte“ (S.195). Für Alexander Roesler ist Medienphilosophie vorrangig Arbeit am Medienbegriff. Mit Hilfe der Peirce'schen Zeichendefinition gelangt er zu einem Medienbegriff, der die These von der Bedeutungskonstitution durch Medien mit dem Axiom verbindet, dass Medien materiell sein müssen (S.44). Dieser Medienbegriff erinnert freilich an naturphilosophische Konzepte aristotelischer Tradition, die Roesler nicht erwähnt. In diesen frühen Medialitätstheorien ist ein Medium immer Materie (Luft, Wasser, durchsichtige Objekte, etc.) oder aber eine hypothetische feinstoffliche Substanz, die eine Verbindung zwischen irdischer und himmlischer Sphäre herstellt (Äther z.B.). Der Medienbegriff klopfte also gewissermaßen schon zu Beginn seiner Geschichte an das Tor zur Metaphysik. Diese Ambivalenz des Medienbegriffs zieht sich auch durch seine ganze Geschichte. Roesler interessiert sich

erklärtermaßen nicht für diese begriffsgeschichtliche Konstante, er kommt daher am Ende seiner Ausführungen in Kalamitäten: Da Medien immer und ausnahmslos materiell seien, könnten beispielsweise Glaube, Liebe, Macht oder Einfluss niemals Medien sein, es sei denn, sie träten verkörpert auf, was aber ihrer Eigenschaft als Abstrakta widerspreche (S.48f.). Oder aber, „man thematisiert sie als geschriebenes oder gesprochenes Wort; doch dann verliert die These, dass sie Medien sind ihre Pointe: Dass Worte Medien sind, wird niemanden wirklich überraschen.“ (S.49) Diese Einschränkung erschließt sich in ihrem Sinngehalt nicht ganz, denn Abstrakta verhandelt man eben in sprachlichen Begriffen, die nun einmal gedacht werden müssen, bevor sie den Kopf durch den Mund oder die Hand verlassen. Kann ein Medienbegriff, der das gedachte nicht gleichwertig neben das geschriebene oder gesprochene Wort stellt, denn wirklich Grundlage einer Medienphilosophie sein? Vielleicht aber hat Lorenz Engell ja Recht, der in seinem anregenden Essay die Medienphilosophie als einen Versuch charakterisiert, „Tätigkeit und Funktionsweise der Medien auch jenseits des Schriftgeschehens [...] zu begreifen“ (S.57) und sogleich eine subtile Philosophie des Fernsehens liefert. Ob wohl diese Art der Medienphilosophie gemeint ist, wenn Mathias Vogel mit großer Geste „das faktische Herumtheoretisieren [...] in manchen philosophischen Essays“ tadelt? Wie auch immer, er kritisiert zwar die fehlende Trennschärfe zwischen „Artefakt“, „Werkzeug“ und „Medium“ im McLuhan'schen Medienbegriff und stellt nicht ohne Grund den explanatorischen Wert der Luhmann'schen Medium-Form-Unterscheidung in Frage. Ob sein alternativer Vorschlag, Medien primär als „Menge von Tätigkeitstypen“ zu verstehen, „die in einer kommunikativen Praxis etabliert sind und tradiert werden“ (S.130), mehr erklären kann, ist allerdings schwer zu erkennen. Konzepte, die den Werkzeugaspekt im Medienbegriff nicht ausschließen, wie etwa der Medienpragmatismus Sandbothes, scheinen der Medienwirklichkeit schon etwas näher zu kommen. Denn Menschen nutzen Medien, wie Sandbothe richtig bemerkt, auch als „Instrumente zur Veränderung von Wirklichkeit“ (S.195). Diese Aussage ist eine Teilantwort auf die Frage „Übermitteln oder erzeugen Medien etwas?“ (S.80), die Sybille Krämer als „Gretchenfrage der Medientheorie“ ausgemacht hat. Tatsächlich hat sich die Medienforschung (vor allem die Kommunikationswissenschaft) allzu lange mit der simplifizierenden und ideologischen Trias Sender-Botschaft-Empfänger herumgeschlagen. Krämer antwortet aus einer „Perspektive der Medialität“ (S.89): Diese Perspektive, „die am Übertragungsaspekt durchaus festhält, erkennt an, dass wir [...] immer *mit fremder Stimme sprechen*.“ (S.90) Die Kreativität der Rezipienten liege nicht einfach im Interpretieren, sondern im Uminterpretieren. Der Perspektivwechsel mache die „menschliche Form des Schöpferischen“ (ebd.) aus. Krämers Schlussfolgerung, wonach der kreative Rezipient im Mediengebrauch zugleich „verändern“ und „unterminieren“ könne (ebd.), ist für Medienwissenschaftler nun, pardon, gar nichts Neues, sondern bekanntermaßen der zentrale Gedanke Stuart Halls in seinem einflussreichen

Aufsatz „Encoding-Decoding“ aus dem Jahre 1980 (deutsch zuletzt in: *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*, hrsg. von R. Bromley u.a., S.92 – 110, Lüneburg 1999).

So untheoretisch und begriffslos, wie in diesem Band häufig vermutet, ist die Medienwissenschaft eben nicht. Damit manches Rad nicht neu erfunden wird, ist echte Interdisziplinarität zwischen Philosophie, Medien- und natürlich auch der Kommunikationswissenschaft gefordert und nicht das Etikettieren einer bestimmten Variante der Medienforschung. Und wenn Etiketten, dann so schöne, wie sie Stefan Weber findet, der Medienphilosophie „auch als intellektuelle Gegenbewegung“ begreift, „als eine Renaissance des Luxus des reflektierenden Denkens im Kontext einer Medienwissenschaft, die sich immer mehr der Tyrannei der Praxis unterwirft“ (S.176).

Stefan Hoffmann (Mannheim)